

In freier Stunde

„Ferien auf Warjethen“

Roman von Horst Biernath

(22. Fortsetzung)

(Nachdruck verboten)

Copyright by Knorr & Hirth Verlag G. m. b. H., München 1935.

Jolli löschte die Lampe. Ungeduldig und zu früh, als könne man den Tag beschleunigen, indem man die Uhr vorstellt. Die Morgendämmerung froh silbergrau und kühl ins Rupee. Tom fröstelte, er erzitterte unter einem Kälteschauer. Jolli legte ihm eine Decke über die Knie. Tom ließ es stumm geschehen, als ginge es ihn nichts an. Sein Gesicht war wächsern blaß. Unter den halbgeschlossenen Lidern standen seine Augen glanzlos und ausgebrannt wie erloschene Sterne. Er schien ohne Hoffnung zu sein.

Das Schweigen wurde unerträglich. Unerträglich wurde dieses stundenlange, angenagelte aneinander Vorbeilauern. Dieses stumme, fast angstvolle einander Uebersehen. Es war ein Gefühl, als säße man seit Jahrtausenden erstarrt in einem Glasblock. Von einer Katastrophe überrascht wie in Pompeji — wie ein Insekt in einem Bernsteintröpfchen.

„Noch vier Stunden,“ sagte Tom plötzlich mit gaumiger Stimme.

„Nur noch vier Stunden, Tom!“ antwortete Jolli und reichte die Arme. „Dann kommt alles wieder ins alte Gleichgewicht.“ Er versuchte ein mutiges und unbekümmertes Gesicht zu machen. Es wurde eine Grimasse daraus.

Die Kammerfrau packte die Koffer. Es war erstaunlich, wie behutsam und flink diese groben Hände mit zarter Spitzenwäsche und knisternder Seide umzugehen verstanden. Dabei hatte man irgendwie den Eindruck, die Frau sei überhaupt nicht vorhanden. Sie schien tatsächlich, während sie so beschäftigt war, für die Umwelt blind, taub und in eine Tarnkappe gehüllt zu sein.

Simone trug einen weiten Kimono mit kostbarer Stickerei. Sie rauchte Papprosen, solch scharfe, kleine Dinger mit endlosem Pappmündstück. Der Mutz lag in einem rosa ausgefütterten Körbchen und brütete irgendeine Gemeinheit aus. Starosch stand in der Mitte des Zimmers. Auf dem Tisch, an den er sich lehnte, hatte er einige Zeichnungen ausgebreitet. Grundrisse in sauberen roten Linien, und ausgetuschte Bauprofile, mit ein wenig Landschaft garniert, duftig und hübsch wie Aquarelle.

„Sie wollen Warjethen tatsächlich verlassen, gnädige Frau?“ Er räusperte sich und warf einen nervösen Seitenblick auf Nada.

„Erraten!“ antwortete Simone nicht ohne Spott und stopfte zur Bekräftigung einen lachsfarbenen

Schlafanzug zusammengeknautscht und unordentlich in eine Ecke des Koffers, den Nada gerade unter den Händen hatte. „Uebrigens brauchen Sie sich in Nadas Gegenwart keinen Zwang aufzulegen. Plaudern Sie frisch von der Leber weg, wenn Sie noch irgend etwas zu sagen haben. — Also wie Sie sehen, ich reise, jawohl, und habe bereits an Balinys geschrieben, daß er mich weiterhin mit Langeweile verschonen soll. Bitte, tun Sie, was Sie zu tun haben! Sie haben zu allem mein Einverständnis — nur lassen Sie mich aus dem Spiel! Es schlafert mich ein . . .“

„Sie vergessen, daß auch Rom nicht an einem Tage erbaut worden ist.“

„Es muß ein scheußlich langweiliges Dorf gewesen sein im Anfang — und mich interessieren die Dörfer erst dann, wenn sie eine Million Einwohner überschritten haben.“ —

„Mit einem Wort, Sie lassen die Sache im Stich?“ —

„Wie kommen Sie darauf?“ fragte sie kühl erstaunt. „im Stich? — Im Gegenteil, ich lasse Ihnen freie Hand. Ich habe nur bemerkt, daß die persönliche Mitwirkung keinen Reiz für mich hat. Bitte, ich habe dieser Intrige des Herrn Balinys drei Wochen geopfert — und in diesen drei Wochen die Entlassung eines Inspektors veranlaßt — kolossal, nicht wahr? — Eine Leistung, von der die Heldenbücher noch lange singen werden . . .“

„Ihre Ironie ist mir unbegreiflich,“ sagte er ruhig. „Ich habe Ihnen von Anbeginn unseres Unternehmens über den Umfang unserer Maßnahmen keinen Zweifel gelassen. Und ich irre wohl auch nicht, wenn ich annehme, daß Konstantin Balinys Ihnen zwar die Größe und Bedeutung seines kühnen Planes angedeutet hat, niemals aber von interessanten oder gar abenteuerlichen Rollen sprach, die Ihnen und mir dabei zufallen. Ihre Ungeduld . . .“

„Linnemann geht nach der Ernte,“ fiel sie ihm ins Wort. „der Bruder meines Mannes stört Sie nicht mehr, Brigitte ist ebenfalls fort, die Entfernung des übrigen Personals und der Ersatz durch Ihre Leute ist nur noch eine Frage der Zeit — Herta und Wendom werden das Haus verlassen, wenn die Handwerker Ihre kleinen architektonischen Scherze besorgen, Sie überwachen den Bau — was wollen Sie mehr? Es ist doch alles in bester Ordnung und ganz programmgemäß verlaufen, wie?“

„Gewiß.“ Starosch nickte höflich. Es war eine

nichts sagende, flauere Bewegung, ein Ja mit tausend Hintergründen.

„Sonst noch etwas?“ fragte sie und schien eine Fortsetzung des Gesprächs für überflüssig zu halten. Starosch sah sie flüchtig an, sein Blick streifte sie einen Augenblick lang und bohrte sich in die Wand. —

„Ich habe das unbestimmte Gefühl, daß Sie Ihre Mitwirkung an diesem Unternehmen bereuen“ — in seinem Zögern lag ein Unterton, der zu fragen schien, ob man sich weiterhin wenigstens noch auf ihre Gesinnung verlassen könne. — Auf seiner Stirn stand eine scharfe, senkrechte Falte, trotzig und geringschätzig; ach, zum Teufel, er hätte die Geschäfte, an denen Weiber beteiligt waren! Irgendwo sprangen sie immer aus, zu spät oder zu früh, und selten mit der linken Hand am linken Griff. — —

Simone unterdrückte ein Gähnen. „Ich bereue nichts so sehr, als Langeweile, Herr Starosch. Ich vermeide es sonst gewissenhaft, zu früh in die Vorstellungen zu gehen — und ich weiß wirklich nicht, was mich dieses Mal dazu bewog, von der bewährten Regel abzuweichen.“ Sie überflog einen längst beantworteten Brief und zerriß ihn in kleine Fetzen. Die Schnitzel schneiten aus ihrer Hand in den Papierkorb. „Selbstverständlich wünsche ich Ihnen den besten Erfolg“ — sie versteckte die Hände in den weiten Ärmeln ihres Kimonos. „Sie entschuldigen mich leicht, lieber Freund — ich will mich rasch umziehen. Sie sehen, Nada ist fast fertig. Du wirst den Wagen vorfahren, meine Alte — und leben Sie wohl, Starosch bis auf weiteres, wir können nachher noch ein wenig plaudern.“ Sie ging ins Nebenzimmer und schloß die Tür hinter sich. Starosch räusperte sich, scharf und heftig, er kniff den Mund ein und hob seine Blätter mühsam zusammen. Die Pergamentbogen knisterten und raschelten laut. Simonens Kammerfrau, die von seiner Gegenwart unberührt die Koffer geschlossen hatte, tauchte plötzlich. Sie erhob sich von einem überfüllten blauen Lackkoffer, den sie mit den Knien auszudrücken versucht hatte, und schlich ans Fenster. Starosch fiel ihr ängstlicher, betroffener Ausdruck auf. Er blickte ihr nach und sah, wie sie sich blitzschnell umdrehte, mit einem Gesicht, das vor Schreck seine Farbe verlor.

„Was haben Sie? Was abis?“ fragte er und ging mit einem unsicheren Schritt auf sie zu.

„Bleiben Sie vom Fenster weg!“ rief sie und hielt ihn auf. „Herr von Hellborn und sein Bruder!“

„Wer?“ rief er verblüfft und raffte seine Zeichnungen zusammen.

„Ja, mein Gott, Sie hören doch!“ Sie stürzte zur Tür hinaus und drängte ihn aus dem Zimmer auf den Flur hinaus. — Sein erster Gedanke war: Verrat. Verrat durch Simone? Unmöglich, es stand für sie selber zu viel auf dem Spiel! — Er lief über den Korridor und wollte am Treppenhaus vorüber, in den linken Flügel, wo sein Zimmer lag, ehe die beiden Hellborns noch das Haus betraten. Es war zu spät dazu. Unten sprach der Amerikaner bereits mit Herta. Sie schien erschreckt und bestürzt zu sein. Starosch hörte noch etwas von „Männergeschichten“ und „nicht gestört werden“. Da hatte Hans Hellborn ihn auch schon erblickt.

„Hallo!“ rief er von unten herauf. Starosch hielt unschlüssig. Jolli sprang ihm mit strahlendem Gesicht entgegen. „Ja verdammt, das ist eine Ueberraschung, wie?“ Er klopfte Starosch herzlich auf die Schulter. „Frau Simone im Hause, ja?“

„Gewiß,“ antwortete Starosch stockend, „ich komme gerade von dort her — mit den Plänen — wie Sie sehen.“

Jolli winkte Tom zu: „In ihrem Zimmer!“ Tom ging an Starosch vorüber, als wäre der aus Luft. Starosch war bleicher geworden, das heißt, er hatte eine Menge heller Flecke im Gesicht, grauer Tupfen. Er drückte die Zeichnungen an seine Brust.

„Ein merkwürdiges Benehmen!“ stieß er gepreßt durch die Zähne. Seine Riefermuskeln spielten, und es klang, als kaue er Sand.

„Der Teufel soll wissen, was mit meinem Bruder los ist,“ entgegnete Jolli achselzuckend. „Sie nehmen es ihm doch nicht übel, nicht wahr? Er hat merkwürdige Manieren aus Berlin mitgebracht — aber ich habe so etwas gern.“ Er sah Tom nach, der die Tür des Zimmers hinter sich schloß, aus dem Starosch soeben gekommen war. Er blies die Backen auf und stieß die Luft mit einem hellen Trompetenton wieder aus. „Die Freuden der Ehe . . .!“ bemerkte er mit dem Brustton des standesbewußten Junggesellen und machte eine Handbewegung dazu, als würde er Vergißmeinnicht in ein Grab. „Kommen Sie, Starosch — lassen wir die jungen Leute! Kleine Gewitter sind wohltuend und reinigen die Luft.“

Starosch sah ihn verblüfft und bestrebt an. Jolli kniff ein Auge zu und grinste. Starosch griff nach seinem Hals: „Ich verstehe Sie nicht,“ stammelte er und schien keinen Atem zu bekommen, „Ehegeschichten . . . Eifersucht . . . und das Verhalten Ihres Bruders mir gegenüber — meinetwegen?“ Er war wie vor den Kopf geschlagen.

„Na, auf keinen Fall wegen Wendom,“ bestätigte Jolli. „Unsinn natürlich, wie? Habe ich meinem Bruder von Anfang an gesagt — tsha, aber was wollen Sie gegen seinen Dickschädel machen? Und lassen Sie sich meine Indiskretion später unter keinen Umständen anmerken, es wäre mir fürchterlich peinlich. Sie verstehen!“

Starosch gewann Haltung, als hätte sich in seinem Innern ein Draht straff gezogen. „Selbstverständlich!“ Er schüttelte den Kopf, „ich verstehe nur nicht, wie Ihr Bruder auf diesen absurden Gedanken verfallen konnte. Es ist mir vollkommen rätselhaft.“

Jolli unterbrach ihn. „Kommen Sie,“ bat er, und deutete mit dem Kopf treppabwärts. „Zeigen Sie mir doch zum Beispiel mal Ihre hübschen Pläne, sie interessieren mich außerordentlich.“ Er ging, ohne Staroschs Zustimmung abzuwarten, voran, quer durch die Diele zur Veranda und führte, da Starosch ihm in einigem Abstand folgte, ein fröhliches Selbstgespräch über die Wunder der modernen Architektur. —

Das Haus schien ausgestorben zu sein. Die Türen zu den Zimmern und zum Grünen Saal, die sonst weit offen standen, so daß man sich kaum an ihre häßliche braune Farbe und die verwaschenen Bronzestreifen rings um die Füllungen erinnerte, waren geschlossen. In der Veranda war es heiß wie im Backofen. Die Fenster waren zu, und die Sonne brühte auf das Kupferdach herab. Jolli schien die Temperatur von vierzig Grad Celsius nicht zu stören.

Starosch nahm den angebotenen Stuhl zögernd an und legte seine Zeichnungen auf den Tisch. Er war noch immer befangen. „Ich bin über alle Maßen erstaunt,“ begann er unsicher, „— über das gänzlich unerwartete Eintreffen Ihres Bruders — und nicht minder über Ihr eigenes. — Ich dachte, Sie wären längst . . .“

„Oh, eine furchtbar einfache Geschichte,“ bemerkte Jolli etwas geistesabwesend und schien nach oben zu horchen, „ganz unkompliziert, wie gesagt. Da sich mir in Deutschland ein unerwartetes Geschäft bot, so eine Angelegenheit, wissen Sie, wo man mit beiden Händen zugleich zupacken muß“ — und er legte die Finger sehr illustrativ um Staroschs Knie, „da habe ich also meine

Schwester mit meinem alten Freunde Madenzie vorausgeschickt und blieb in Berlin. Ja. Und das Wiedersehen mit meinem Bruder? Ein Zufall, ein reiner Zufall, man sollte es nicht für möglich halten in einer so großen Stadt. — Aber Sie machen ja noch immer so ein bedrücktes Gesicht, mein Bester. Die Geschichte oben geht Ihnen doch nicht etwa nahe? Ein kleines, peinliches Mißverständnis. Sie werden sehen! Ich bin nur vorsichtshalber mitgekommen. Leute im Gemütszustande meines guten Bruders sind zu Dummheiten geneigt, das ist eine alte Geschichte. Denken Sie nur an, er wäre vielleicht ins Haus gekommen und hätte Ihnen eine kleine Kugel von Madenzie & Hellborn zwischen die Rippen gejagt, hier oder da hinein! — er kießte Starosch mit seinem ansehnlichen, muskulösen Zeigefinger nicht gerade allzu sanft in die Magengrube und aufs Brustbein und sah dabei sehr ernsthaft aus.

Starosch hatte Schweißperlen auf der Stirn, er biß sich auf die Lippen. Jolli griff nach den Blättern auf dem Tisch und hielt eins von ihnen weit von sich, als ob er inzwischen kurzichtig geworden sei. „Hübsch“, lobte er, „wirklich hübsch, ein Pavillon, wenn ich mich nicht täusche, wie?“

Seine Gesprächigkeit schien Starosch auf die Nerven zu fallen. „Unfertige Sachen“, murmelte er und versuchte die Blätter an sich zu nehmen; „erste Entwürfe . . .“

„Zu bescheiden!“ widersprach Jolli und triefte vor Biederkeit. „Sagen Sie nichts dagegen, die Zeichnungen sind großartig. In die Landschaft gesetzt wie hineingewachsen. Bravo, ausgezeichnet“ — er nahm

einen Grundriß auf und zog vor Anerkennung die Augenbrauen in die Stirn: „Famos, ganz famos, ohne Frage, und ich verstehe mich ein bißchen darauf. Ich habe nämlich in der ersten Zeit drüben mal ein bißchen auf dem Bau gearbeitet! Und sehen Sie nur an, was für nette Räume Sie aus dem alten grünen Saal machen wollen — und verdammich!“, er tippte auf eine kleine rote Schraffierung, daß man fürchten mußte, er stieße den Finger durch das Pergament durch und durch, „sogar Zentralheizung! Stimmt doch, nicht wahr, na sehen Sie, Heizkörper! Expedition Schmitt und Söhne, Berlin, wie?“

Die Wirkung war eine vollkommene. —

Staroschs Hände klebten an der Lehne des Rohrsessels. Seine Lider zogen sich strichschmal zusammen. Er krümmte leicht den Rücken. — Vielleicht erriet der Jolli, was hinter der glatten, unbewegten Stirn seines Gesprächspartners vorging. Er legte ihm die Hand auf die Schulter, die brave Schlosserhand mit der stattlichen Handschuhnummer, die schon der gute Rotipononkel auf Baranken auf Numero fünfzehn bis sechzehn eingeschätzt hatte.

„Ihnen ist doch nicht schlecht, mein Lieber?“ fragte er besorgt und drückte Starosch mit sanftem Nachdruck tiefer in den Sessel hinein. Gleichzeitig aber wanderte er mit hintangeklemmtem Stuhl einen halben Schritt nach rechts — zwischen Starosch und die unverschlößene Verandatür. Dabei strahlte er förmlich vor guter Laune. Er hatte sich ja auf dieses Wiedersehen auch so herzlich gefreut. —

(Fortsetzung folgt)

Geheimnis in der Geige

Erzählung von Erich Tüllner

Nach dreißig Dienstjahren hatte sich Alfred Streithoff, Hauptmann a. D. eines alten preussischen Regiments, mit seiner Familie in einer mittelgroßen Garnisonstadt Norddeutschlands niedergelassen. Solange er denken konnte, widmete er all seine freie Zeit dem Geigenspiel und damit einer Leidenschaft, die seit zwei Jahrhunderten fast alle Glieder der Familie beherrschte. Jener Lohn aber, der sich in Geld und Erfolg ausdrückt — und der ihm bei seinen Fähigkeiten wohl hätte werden können —, reizte ihn nie, und so mußte er oft genug sich am Notwendigsten einschränken, um seiner Neigung genügen zu können. In diesen Tagen erst hatte Hildegard, seine Frau, ihre letzte Barumme geopfert, um ihm einen Kauf möglich zu machen, der das äußerste Zugeständnis an seine Kunst werden sollte. So konnte er unter der Hand die alte italienische Meistergeige kaufen, die ihm von einem entfernten Bekannten angeboten worden war.

In dieser ersten Nacht des Besizes suchte der Hauptmann die Ruhe nicht. Er blieb in seinem Arbeitszimmer, und als seine Angehörigen längst schliefen, begann er zu spielen. Dabei geriet er in einen so erregenden Eifer, daß er alle Schen der Erziehung ablegte, und wie ein Zigeunerprimas Lust und Leidenschaft seines ganzen Daseins ins Spiel legte.

Gegen Mitternacht trat er aus der Enge des Zimmers hinaus in den Garten, wo der Himmel sich in unendlicher Weite über ihm wölbte und er die tiefe Stille der Nacht mit den Ohren des Blutes hören konnte. Lange ging er schweigend auf und ab, dann ließ er sich auf einer Bank nieder, die ihm immer lieb gewesen war, und begann von neuem zu spielen . . .

Eine Welt voll ewiger Geheimnisse erschloß sich ihm. Es schien ihm, als zerbräche sein Ton die blaugläserne Kuppel des Himmels und dränge bis zum Throne Gottes vor. Plötzlich aber riß ein schriller Mißklang ihn aus den Träumen. Er hatte über den himmlischen Tönen vergessen, welche Grenzen dem Werk von Menschenhand gesetzt sind. Eine Saite war gerissen, ein Wirbel gebrochen. Müde legte er das Instrument aus der Hand.

Die Geige wanderte in die Werkstatt eines Geigenbauers. „Machen Sie's nur schnell!“ hatte der Hauptmann noch gesagt, als er den Meister verlassen hatte. Nun, drei Tage später, kam der in höchster Eile und brachte das Instrument.

„Herr Hauptmann! Herr Hauptmann!“ rief er schon in der Tür. „In Ihrer Geige sind Psandbriefe drin.“

„Was — Psandbriefe?“ schnauzte Streithoff. „Psandbriefe in der Geige? Sie sind verrückt!“

„Hier — Herr Hauptmann!“ entgegnete der Geigenbauer und widelte aus einem erdbraunen Umschlag ein Paket von Papieren.

Zuerst zögerte der Hauptmann. Die Hände zitterten ihm, als er die Papiere auseinanderfaltete und die Summen las, die sie darstellten. Dann aber sagte er wegwerfend: „Was soll ich damit? Alter Schund! Wertlose Lumpen!“

Der Geigenbauer erlaubte sich einen energischen Zweifel an der Wertlosigkeit der Papiere. Er habe einen Freund — so sagte er —, der in Banddingen bewandert sei und ihm versichert habe, daß es sich um gültige Werte handle. Er wolle sich weiter erkundigen, wenn der Herr Hauptmann es wünsche.

„Nein, danke!“ erwiderte Streithoff kurz. „Das tu' ich dann selbst.“

Voll unbestimmbarer Gefühle ging der Hauptmann zur Bank. Eine genaue Prüfung ergab, daß es sich um Papiere handelte, die noch heute soviel in Gold wogen wie zu Zeiten des Mannes, der sie im Körper der Geige verborgen hatte.

Als Streithoff heimkam, empfing seine Frau ihn am Gartentor. „Es stimmt“, sagte er mit einem glücklichen Lächeln. Da warf sie sich an seine Brust und lachte und weinte abwechselnd wie ein Kind, das zwischen Glück und Leid nicht unterscheiden kann. —

An diesem Abend lud Streithoff seine Frau in den Garten ein und führte sie zu jener Bank, von der mit dem Reigen der Saite die sonderbaren Ereignisse ausgegangen waren. Dann nahm er die Geige zur Hand und setzte den Bogen an.

Beim ersten Ton erblachte er.

Seine Bewegungen waren plötzlich hastig und wie von Angst beflügelt.

Fassungslos setzte er den Bogen wieder ab.

Träumte er denn? Hatte der unerwartete Glücksfall ihn verwirrt? Diese Töne waren ja spröde wie Glas und glichen dem heiseren Winseln eines Hundes.

Hildegard sah, wie der Mann wankte, sich verzweifelt an den Kopf faßte und schließlich das Instrument fallen ließ. Ohne

daß ein Wort über seine Lippen gekommen wäre, ging er ins Haus, schlurfte die Treppe hinauf wie ein müder Greis und sank in seinen Arbeitsessel. —

Wieder kam der Geigenbauer. Er brauchte Tage, ehe er das Geheimnis der tonlos gewordenen Geige gefunden hatte. Und dann sagte er etwas, was dem Hauptmann wie ein hirnloses Gespinnst von Traum und Lüge vorkam.

Er sagte: „Herr Hauptmann, ich kann nicht helfen. Wer der Geige nicht zurückgibt, was ihr gehört, wird sie nie wieder zum Klingen bringen.“

„Wie meinen Sie das?“ fragte Streithoff.

„Die Geige hat ihren Ton nicht aus sich selbst, sondern aus den Pfandbriefen, die in ihr liegen.“

„Unsinn!“ rief der Hauptmann. Die Vorstellung, daß Pfandbriefe Musik machen könnten, reizte ihn zum Lachen. Aber der Meister blieb bei seiner Behauptung. Und als er erklärte, daß man den Ton eines Musikinstruments nach ganz bestimmten Gesetzen durch eine Einlage beeinflussen könnte und daß diese Geige nun durch nichts anderes als so schweres, so zusammengepresstes und so verwittertes Papier Töne von sich gäbe — da wurde dem Hauptmann das Wunder verständlich.

Inbessen wirkte diese Erkenntnis auf Streithoff wie ein Blitz, der das kunstvolle Gebäude seiner Hoffnungen mit einem Schläge zertrümmerte. Was nun? war die Frage, die sich ihm aufdrängte, und sie rief nach einer Entscheidung über seine und seiner Familie Zukunft.

„Gib die Papiere nicht her!“ forderte Hildegard. „Denk an deine Kinder, deine Pflichten — an mich!“

Er nickte. Er wollte sagen, daß ihm die Geige zum Schicksal geworden wäre; daß er ein alter, hoffnungsarmer Mann sein würde ohne die große, beseuernde Leidenschaft zur Musik; daß der Segen des Geldes Unheil und Unzufriedenheit bringen müßte, wie sie in seinem Hause nie geherrscht hätten.

Aber er sagte es nicht. Und Hildegard verstand ihn, auch ohne daß er es sagte.

So kam der Abend. Da nahm der Hauptmann die Pfandbriefe aus dem Schub, in dem er sie aufbewahrte, und wog sie in den Händen, ob sie das Gewicht ihrer Zahlen ahnen ließen. Und wie er so stand, begann er plötzlich zu reden, und seine Frau hörte schweigend zu und spürte, daß er sein ganzes Innere ausbreitete und ihr alles offenbarte, was sie in langen Jahren der Ehe nur hatte erraten können.

So war er also, Alfred Streithoff, ein Mensch mit dem Wunsche, das Höchste zu leisten, ein Mensch mit der Liebe zum Schönen, das die Welt hat, ein Mensch, der im Alltag ergraut war, ohne der irdischen Glückseligkeit nähergekommen zu sein. Wie tief sah ihm da der Zauber der Musik im Blute, wie abgründig mußte es ihn tranken, dem Schein des Glüdes abzusagen, das in dem Besitz der alten italienischen Geige lag! Wie mußte er fühlen, daß er verfiel, innen und außen, und seinen Kindern nicht mehr Halt und Ratschlag bieten könnte!

„Es ist gut,“ sagte Hildegard endlich in die große, klärende Stille hinein. „Nimm sie und werde glücklich, damit du uns glücklich machen kannst!“

Wortlos küßte der Hauptmann die Hand seiner Frau. Und zur selben Stunde trat der Mond aus den Wolken und leuchtete über einem, der die Versuchung überwunden hatte.

Eine Dame, nicht mehr ganz jung

Skizze von Ralph Urban

Diemert saß in seinem Chefszimmer. Es war die Stunde, da er die wichtigsten geschäftlichen Entscheidungen zu treffen pflegte. Eben trat der Sekretär ein, legte eine Besucherkarte auf den Schreibtisch und sagte: „Eine Dame möchte Sie unbedingt privat sprechen!“

Diemert blickte zerstreut auf den Namen, dann aber zog er die Augenbrauen hoch. „Erna Laube — Frau Erna Laube,“ begann er sich. „Wie sieht die Frau aus?“

„Nun ja,“ meinte der Sekretär, „eine Dame — nicht mehr ganz jung!“

„Erna Laube,“ dachte der Chef laut. „Erna Laube — geborene Hellmich!“ Er unterzeichnete mechanisch ein Schriftstück; auf seiner Stirn stand eine senkrechte Falte.

„Die Dame möchte sich etwas gedulden. Wenn ich klinge, führen Sie sie herein.“ Nachdem der Sekretär gegangen war, erhob sich Diemert und trat an das Fenster. In seiner Seele herrschte Aufruhr. Erinnerungen stürmten hervor und rissen an einer alten Narbe. Zwanzig — oder nein: fünfundzwanzig Jahre waren es her, daß er wegen dieser Frau sterben wollte. Sie hatten einander geliebt, wollten ein Paar werden. Dann aber kam ein junger, erfolgreicher Musiker; er, der kleine kaufmännische Angestellte, hielt den Vergleich nicht aus. Erna verließ ihn, heiratete den Musiker. Für sie eine einfache Sache, jeder ist sich selbst der Nächste, aus, Schluß. Er aber kam darüber nicht hinweg, mußte ganz fest die Zähne zusammenbeißen, um die Risse zu überwinden. Dann ging er in die Fremde, blieb viele Jahre dort und versuchte, seinen Schmerz und seinen Haß in der Arbeit zu betäuben. Ja, ja, die Zeit. Fünfundzwanzig Jahre! Und jetzt war Erna zu ihm gekommen.

Diemert wandte sich hart um, ging zum Schreibtisch und drückte auf einen Klingelknopf. Der bittere Zug um seinen Mund verschwand in kühler Sachlichkeit.

Frau Erna Laube trat ein. Ihre zur Schau getragene Sicherheit verbarg nur schlecht banges Zögern. Die Spuren einstiger Schönheit waren im Begriff, sich zu verwischen.

Diemert begrüßte die Dame mit höflicher Aufmerksamkeit und bot ihr Platz an. Die Frau fühlte sich nicht wohl unter dem prüfenden Blick, vergebens suchte sie in seinen Zügen den Eindruck zu erraten, den sie auf ihn machte.

„Sie haben es weit gebracht, Otto“, gab die Dame dem Gespräch eine persönliche Richtung, „und sind ein großer Mann geworden. Mein Gatte war nicht so erfolgreich wie Sie, es geht uns nicht sehr gut. Vielleicht ist es die Strafe dafür, daß ich damals Ihnen gegenüber ...“

Diemert hob höflich abwehrend die Hand. „Lassen wir doch die alten Geschichten, gnädige Frau!“ sagte er. „Es ist schon zu lange her.“ Dann erkundigte er sich nach dem Zweck ihres Besuches.

„Ich komme mit einer großen Bitte zu Ihnen“, begann Frau Laube zögernd und wurde rot. „Und es ist mir nicht leicht geworden, mich damit gerade an Sie zu wenden. Aber eine Mutter muß sich selbst überwinden können. Es handelt sich um meinen Sohn. Er ist ein tüchtiger junger Mann, aber er findet keine Stellung, die ihm zuträgt. Da dachte ich mir, vielleicht könnten Sie ihn in Ihrem großen Betrieb ...“

Frau Laube blickte unsicher und bange zu dem Mann hinüber. Diemert betrachtete seinen Siegelring, aber man konnte ihm jetzt ansehen, daß er mit irgend etwas in sich fertig werden wollte. Nach einer Weile hob er den Kopf und sah lange prüfend in das Gesicht der Frau. Das Schweigen begann unerträglich zu werden. Endlich richtete sich der Mann auf und sagte: „Ihr Sohn kann sich vorstellen, ich werde meinen Personalchef unterrichten.“

Frau Laube drückte ihm stürmisch die Hände. „Ich danke Ihnen“, sprach sie mit zitternder Stimme. „Ich wußte, Sie sind ein edler Mensch. Und noch etwas sagen Sie mir, Otto! Haben Sie mir verziehen?“

„Ja“, antwortete der Mann. „In diesen Minuten habe ich Ihnen verziehen!“

An diesem Abend, nachdem ihr Mann schon zu Bett gegangen war, holte Frau Laube aus dem untersten Fach des Wäscheschranks ihr Tagebuch hervor, setzte sich damit zum Tisch und schrieb auf das nächste freie Blatt: „Ich bin eine kalte Egoistin gewesen, als ich ihm damals sein edles Herz gebrochen habe. Die Reue, die Reue, sie kommt zu spät. Der arme gute Otto liebt mich noch immer und leidet noch heute um mich. Ich bin sehr unglücklich —“

Eine Träne fiel auf das Blatt.

Zur selben Zeit saß Diemert daheim bei einem Glas Wein seiner jungen schönen Frau gegenüber.

„An was denkst du, Otto?“ fragte sie, da sie eben ein feines verjüngtes Lächeln bei ihm bemerkt hatte.

„Ich denke gerade daran“, meinte der Mann, „daß die Zeit eine komische Angelegenheit ist. Zwanzig Jahre genügen, um ein vergangenes Leid als Dummheit erscheinen zu lassen und zugleich aus einem hoffnungslosen Unglück ein großes Glück zu machen. Und das große Glück bist in diesem Fall du, Liebste!“